



Antonio
Saura,
Prozession
(1994)

Was ist schiefgelaufen in zwei christentümlichen Jahrtausenden? (I)

Es gibt Leute, die meinen, christlicher Glaube sei schon im Ansatz verdorben gewesen. Dieser Ansicht bin ich nicht. Vielmehr ist so manches schiefgelaufen, weil die Judenchristen (Juden, die Jesus für den Messias hielten) immer seltener, die Heidenchristen zur erdrückenden Majorität wurden, die so manche dem Jesus in den Mund gelegte Rede falsch verstanden. Diese Christen «aus den Griechen» hatten ja keine Ahnung von der jüdischen Umwelt, - besonders von der Messiaserwartung - in der Jesus gelebt und gewirkt hatte.

Wer zweifelt daran, daß die Kirchen allesamt an Schwindsucht leiden? Sogar Bischöfe flicken den vatikanischen Behörden am Zeug, bis hinauf zum höchsten überflüssigen Überamt. Und das zu Recht und unter dem Beifall des allergrößten Teiles der Kirchen. So kommt kein Christ mehr an der Frage vorbei, ob denn nun die Pforten der Hölle dabei sind, die Kirchen trotz aller Vorhersagen zu überwältigen, oder ob die Männer, die sich selbst zu Kirchenherren ernannten, die den Kirchen mitgelieferte Gebrauchsanweisung nicht richtig gelesen haben.

«Als es mit der Kirche anfang» (Titel eines Buches des Schweizer Theologen Hermann-Josef Venetz aus dem Jahr 1982) waren doch Etliche begeistert. Weil da jemand gesagt hatte: «Auf! Ihr Armen! Ihr seid die ersten im Reich Gottes!» Damals wie heute gab es viel mehr arme als reiche Leute. Auch in Israel. Und stand nicht in der Bibel Israels, daß die Reichen mit ihrem Besitz verantwortungsvoll umzugehen hätten? Weil das Land nicht ihnen gehörte. Und daß es ihr Besitz nicht war, wenn sie trotz jener biblischen Weisung Äcker auf Äcker türmten, und Häuser auf Häuser, und gebündelte Geldscheine zu anderen gebündelten Geldscheinen in ihren Tresors horteten. Natürlich steht es so nicht wortwörtlich in der Bibel Israels. Es gab ja noch keine Geldscheine zum

Bündeln. War es das Anhäufen von Besitz, was das Christentum entgleisen ließ auf dem Weg durch die letzten zweitausend Jahre?

Es hat sicher etwas damit zu tun. Warum sonst hätte Jesus den Zwölfen bei Mattäus und den Zweiundsiebzig bei Lukas auf die Seele gebunden, keine Geldbörse einzustecken, keine zwei Paar Schuhe, nicht einmal ein Hemd zum Wechseln mitzunehmen. (Luk 10,4; Mt 10,9) Das Reich Gottes komme ganz ohne Geld aus, sogar ohne Hemd und Hosen zum Wechseln. Weil das Reich Gottes nicht käuflich ist. Die traurig schreckliche Legende, die Lukas im fünften Kapitel seiner Apostelgeschichte erzählt, vom reichen Ananias und seiner Frau Saphira, ist wohl so zu verstehen, daß die beiden zwar mit den Armen teilen wollten, doch nicht selber von der Gemeinde der Heiligen - so nannten die Christen sich tatsächlich - abhängig werden wollten. Man soll sich nicht ausziehen, bevor man schlafen geht, sagt eine alte Weisheit. Und genau nach solcher Weisheit funktioniert das Reich Gottes nicht. Den Hörern des fünften Kapitels der Apostelgeschichte scheint es also noch klar gewesen zu sein, daß das Reich Gottes nicht käuflich ist; wenn jedoch schon eine solch traurig schreckliche Geschichte erzählt werden mußte, dann wird sie wohl etwas wie eine Neuauflage jener

anderen Erzählung gewesen sein, die derselbe Lukas im zwölften Kapitel seines Evangeliums dem Jesus selber in den Mund legt. Die von dem Mann, dessen Scheunen immer größer werden mußten, da die Ernte von Jahr zu Jahr mehr einbrachte. Und als dann die Riesenscheune fertig war, stand abends der Sensemann am Bett des Herrenbauern. Einprägsame Geschichten scheint der Jesus erzählt zu haben. Trotzdem sind sie in Vergessenheit geraten. Weil sie auf einmal nicht mehr erzählt wurden. Und nicht mehr kommentiert. Warum wohl?

Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon

Auch diese Geschichte steht bei Lukas. Im sechzehnten Kapitel seines Evangeliums. Die Geschichte vom Verwalter, der seinen Arbeitgeber betrog und deshalb fristlos entlassen wurde. Vorher aber noch ein weiteres Stück vom Eigentum seines Chefs abzweigte und Schuldscheine fälschte. Womit er sich Freunde machte. Natürlich bei denen, deren Schuldscheine im Tresor seines Arbeitgebers lagen. Als Kinder haben wir alle diese Geschichte gelernt. Im Religionsunterricht. Und sie nicht verstanden. Wie fast alles im Religionsunterricht. Oder falsch verstanden.

Weil wir so gut wie alles im Religionsunterricht falsch verstanden haben. Da wir ja noch keine Lebenserfahrung hatten. So wie die Kinder von heute noch immer alles falsch verstehen im Religionsunterricht. Weil auch ihnen heute die Lebenserfahrung fehlt. Falls die Geschichte vom ungerechten Verwalter heute überhaupt noch im Religionsunterricht vorkommt. Was wurde nicht alles in diese einfache Geschichte hineingelesen? In der es eindeutig nicht um eine Vertröstung aufs bessere Jenseits geht. Sondern um Sicherheit fürs irdische Leben. Was der ungerechte Verwalter tat, nennt man heute «Schmiergeld kassieren». Eine Tradition, die schon fast Gesetzeskraft erlangt. Doch was hat das mit unserer Frage zu tun: Was ist schiefgelaufen in der Kirche? Warum? Seit wann?

325

Eine Zahl, die nur Eingeweihten etwas sagt. Jawohl: eine Jahreszahl. Im Jahr 325 wurde das erste Konzil durch einen unge-

taufen römischen Kaiser einberufen. Der Kaiser war nicht besser als der durch den legendären Kindermord von Bethlehem berüchtigte Herodes. Konstantin war der Name des Kaisers. Einer seiner Kaiserpaläste stand in unserer Nachbarstadt Trier. Sein Name ist inzwischen berüchtigt geworden durch die «konstantinische Schenkung». Eine im frühen Mittelalter fabrizierte Urkunde - also eine Fälschung - laut der Konstantin dem römischen Bischof Land geschenkt habe. Als Anfang des «Kirchenstaates». Mit der «konstantinischen Wende» des Jahres 325 fing das Elend der Kirchen an, mit der «konstantinischen Schenkung» wurde es seit Pipin unabwendbar. Denn es begann globale Ausmaße anzunehmen. Schon durch Konstantin hatten die Bischöfe sich schmieren lassen. Auf Staatskosten ließen sie sich nach Nikaia kutschieren. Und natürlich beköstigen. Und zu Staatsbeamten befördern. Auf Kosten des Jesus, den sie zum Gott erklärten. Weil sie das dem heidnischen Kaiser schuldig zu sein glaubten. Doch der Jesus, gläubiger Jude, hätte

jene Beförderung als eine Gotteslästerung empfunden und heftigst dagegen protestiert. Ausgerechnet in Nikaia ging das über die Bühne. Sorgsam war die Stadt ausgewählt durch Konstantin, den Imperator. Von Nikaia aus hatte nämlich der Imperator Diokletian sein Dekret zur Ausrottung der Christen erlassen. In Nikaia wurde das Staatskirchentum geboren. Das noch heute in unserm kleinen Großherzogtum verteidigt wird. Von erzbischöf-

lichen Bischofs- und Genralvikaren sowie von großherzoglichen Ministern und einer christlich-sozialistischen Parlamentsmajorität. Denen noch niemand erklärt hat, was eine laizistische Gesellschaft ist. Obschon es doch ziemlich leicht zu verstehen sein müßte, daß keine Kleriker weiter im Staat mitregieren dürfen. Weder jüdische, noch katholische, protestantische, orthodoxe und demnächst bei uns auch muslimische oder vielleicht sogar scientologische. Weder Rabbiner, Bischöfe, Pastoren, männliche und weibliche Katecheten, Pastoralassistenten, Popen und Imame oder Scientologengeistliche dürfen sich weiter an die Staatskrippe drängen. Und sich auch nicht hinter Vermittlung von Werten verstecken. Jüdische, katholische, protestantische und muslimische Werte können nur durch ihre jeweiligen Gemeinschaften vermittelt werden. Werte, die allen Staatsbürgern gemeinsam sind, sollten durch die Eltern, Staatskunde durch die Schulen vermittelt werden. Es ist schlicht und ergreifend unmöglich, an die nächsten Generationen «Werte» zu vermitteln durch Leute, in deren Leben genau diese Werte nichts gelten. Christlich «Werte» können nur durch Zeugnisgeben vermittelt werden. Mathematiklehrer, Deutschlehrer oder Kunstdozenten, die durch ihr Leben für ihren christlichen Glauben Zeugnis ablegen, vermitteln christliche Werte weitaus besser als die dafür von der Allgemeinheit bezahlten «Religionslehrer». Denn gerade durch die Besoldung aus der Staatskasse wird das Zeugnis unglaubwürdig.

381, 431, 451.

Nochmals drei Jahreszahlen, drei Konzilsdaten. Für 99% heutiger Christen weltweit unbekannt. Doch sie sind Zeugen dafür, daß mit den Beschlüssen des Konzils von Nikaia die Streitereien um den Christus noch lange nicht zu Ende waren. Im Jahr 381 sollte, diesmal in der oströmischen Kaiserstadt Kontantinopel, ein neues Konzil mit neun Ketzerguppen reinen Tisch machen. Fünfzig Jahre später wurden die Bischöfe nach Ephesus bemüht. Diese Stadt war ehemals ein berühmter Wallfahrtsort zur jungfräulichen Artemis gewesen. Vorher aber schon pilgerte man dorthin zur großen Muttergöttin Kubele. Diesmal wurde etwas gegen die Ketzerei des Nestorius, unternommen. Nestorianer gibt es bis heute noch im Irak, im Iran, in



Fir d'Drëit Welt keng Almosen,
mä gerecht Präisser!

TRANSFAIR-MINKA 

BOUTIQUESTIERSMONDE 

DRËITWELTBUTTÉKER 

Bettembourg • 42, route de Mondorf

Esch/Alzette • 34, rue Kennedy

Ettelbruck • 6, rue Genistre

Luxembourg • 6, rue Genistre

Rodange • 84, avenue Dr Gaasch



HEURES D'OUVERTURE

Bettembourg • Me, Je, Ve 14 - 18 h et Sa 9 - 12 h

Esch/Alzette • 9 - 12 h et 14 - 18 h • Fermé lundi matin

Ettelbruck • Lu - Ve 14 - 18 h • Sa 9 - 12 h et 14 - 17 h

Luxembourg • 9 - 18 h • Fermé Lu matin et Sa à partir de 17 h

Rodange • Jeudi 14 - 18 h et samedi 10 - 12 h

Syrien, in Indien und in Amerika. Doch in Ephesus wurde etwas fürs Volk getan, dem an tiefsinnigen theologischen Spekulationen nichts liegt. Am ehemaligen Artemiswallfahrtsort gab es 351 schon eine große Marienkirche. Was lag näher, als an diesem Kultort zu verkünden, Maria sei «Gottesgebäerin». Sie hat keinen bloßen Menschen geboren, sondern den wahren Sohn Gottes, Gott von Gott und Licht vom Licht, wie schon vom Konzil von Konstantinopel verkündet und bis heute in den Hochämtern der katholischen Kirchen auf lateinisch besungen. Das Volk war begeistert und organisierte wohl eine Lichterprozession zum Marienheiligum in Ephesus. Endlich war Maria so etwas wie eine weibliche Göttin im männlichen Gotteshimmel. Daß im hebräischen der Geist weiblich ist, wußte wohl damals kaum noch ein Bischof. Das Volk war nun zufriedengestellt, doch die Intelligenza wollte wissen, wie denn nun ein Mensch auch noch wirklich Gott sein könne. So war wieder zwanzig Jahre später ein neues Konzil vonnöten. Es fand 451 statt in Chalkedon, gegenüber Konstantinopel. Heute heißt es Kakidöy. Dort wurden die Anhänger der «Einen-Naturen-Lehre» verurteilt. Die Zwei-Naturen-Lehre des Konzils von Chalkedon wird im «Katechismus der katholischen Kirche» (1993) in Nr. 88 korrekt beschrieben: «Das ganz einzigartige und einmalige Ereignis der Menschwerdung des Sohnes Gottes bedeutet nicht, daß Jesus Christus zum Teil Gott und zum Teil Mensch wäre ... Er ist wahrhaft Mensch geworden und doch wahrhaft Gott geblieben.» Na ja! Wer damit etwas anzufangen weiß, dem sei das unbenommen. Dabei darf zweierlei nicht vergessen werden:

1°, daß auch die Monophysiten, die Anhänger der «Ein-Naturen-Lehre» bis heute nicht ausgestorben sind. Hauptsächlich sind sie bei den Kopten in Ägypten und Äthiopien anzutreffen, aber auch bei den orthodoxen Armeniern und den orthodoxen Jakobiten in Syrien. Paul VI. hat zwar 1971 mit dem syrischen Patriarchen Ignatios Jakobis III. ein Glaubensbekenntnis unterschrieben, das den gleichen Glauben, wenn auch mit einer sprachliche Divergenz, aussage. Ein ähnliches Dokument wurde 1973 auch zwischen Paul VI. und dem koptischen Patriarchen Kenouda III. ausgefertigt. Zwischen Johannes Paul II. und dem syrischen Patriarchen Ignatios

Zacca I. Iwas wurde eine ähnliche Vereinbarung getroffen. Die Bekenntnisunterschiede scheinen demnach heute nicht mehr so trennend zu sein.

2°, daß der größte Teil der Christenheit den **Menschen** Jesus nicht ganz ernst nimmt. Und genau das ist schlimm, denn es öffnet dem Aberglauben, und damit auch der Hierokratie, der heiligen Herrschaft, Tür und Tor. Einer Hierokratie, deren größter Teil nur mehr reproduzieren darf, was der einzige Stellvertreter Christi ihnen vorsagt. Der Aberglaube öffnet alle Schleusen dem unchristlichen römischen Zentralismus.

Schon vor 325 waren dazu die ersten Weichen gestellt.

Spätestens in der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts hatten etliche «Episkopoi» den «monarchischen» Episkopat entdeckt und damit die Entwicklung von der demokratischen zur «hierokratischen Kirchenverfassung» eingeleitet (Hierokratie heißt «Heilige Herrschaft» im Gegensatz zu demokratischen «Volksherrschaft»; Hierokratie ist auch «Oligarchie», «Herrschaft der Wenigen», ebenfalls im Gegensatz zu Demokratie). Schon bald ließen die Bischöfe es sich gefallen mit «Vater» angeredet zu werden. Die Gemeindeältesten, die auf griechisch «presbyteroi» hießen, waren des Bischofs Ältestenrat. Möglicherweise durften sie damals noch mitentscheiden. Das verlor sich aber mit der Zeit. Dafür avancierten sie zu «Priestern» zweiten Grades, als die Bischofssprengel immer größer wurden, und die Bischöfe nicht mehr selber in allen Gehöften Eucharistie feiern konnten.

Unter ihrem Bischof Clemens, gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, hatte die römische Kirche einen Brief an die Kirche von Korinth gerichtet. Darin war den Korinthern empfohlen worden, die jüdische Hierarchie von Hohepriester, Priestern und Leviten zum Modell für ihre zerstrittene Gemeinde zu nehmen. Und das, obschon zwischen dem Rabbi aus Nazareth und den Klerikern aus Jerusalem eine unüberbrückbare Kluft bestanden hatte. Das scheint schon siebzig Jahre nach des Rabbis Tod der Kirche von Rom unbe-

kannt gewesen zu sein. Die unüberbrückbare Kluft, von der eben die Rede war, wird von allen vier Evangelien bezeugt. Doch ein Abklatsch aus dem sogenannten Clemensbrief stand noch im Katechismus meiner Großeltern: «Wann geht es in der Kirche Gottes am besten? - In der Kirche Gottes geht es am besten, wenn die Bischöfe dem Papst, die Priester dem Bischof, und die Gläubigen den Priestern gehorchen.» (Der ehemaligen Dompfarrer Henri Schmit zitierte seinen Kaplänen diese Katechismusfrage immer wieder). So kam es, daß die Bischöfe sich bald als Hohepriester, die Ältesten als Priester, die Diakone als Verwaltungsbeamte des Bischofs verstanden. In der Gemeindeversammlung trugen sie spezielle Kleidung und nahmen die besten Plätze ein. Sie waren herausgehoben aus dem gewöhnlichen Volk, sie waren zum Klerus geworden, sie hatten ein besonderes Erbrecht (gr. klèros) auf das «Himmelreich». Damit war die Zweiklassenkirche auf dem Weg. Ein Weg der buchstäblich kanonisiert wurde, denn - ich werde nicht müde es zu wiederholen - das Kirchengesetz (gr: Kanon) Nummer 207 im Gesetzesbuch Johannes Pauls II. schreibt immer noch fest, die Zweiteilung der Kirche in Kleriker und Laien sei vom lieben Gott selber gewollt. Zugleich behauptet die Hierokratie, das Evangelium sei Wort Gottes. Wenn dies stimmt, darf es selbige Hierokratie gar nicht geben. Eine Jesugemeinde nämlich, die dem Evangelium verpflichtet ist, dürfte gar nicht in zwei Teile gespalten sein, sondern müßte geschwisterlich demokratisch verfaßt sein. Keiner dürfte sich Vater oder Lehrer nennen lassen. Und wer den Anspruch erhebt, der bessere Christ zu sein, der soll das dadurch beweisen, daß er seinen Geschwistern die Füße wäscht. Nicht liturgisch wohlverstanden, also nicht symbolisch. Sondern indem er sich wirklich als «Diener der Diener Gottes» erweist und nicht, wie die mittelalterlichen Päpste, sich von Rittern die Steigbügel halten lassen, wenn sie sich aufs hohe Roß schwingen um in den Krieg zu ziehen. Es ist wahr, heute reiten Päpste nicht mehr, sondern lassen sich im Papamobil fahren. Und der Ortsbischof fühlt sich geschmeichelt, wenn er neben dem allerhöchsten Oberpriester in selbigem Gefährt mitfahren darf.

Corruptio optimi pessima

Eines konnten die Römer sehr gut: sich knapp ausdrücken. Die drei lateinischen Wörter bedeuten: Wenn ein ganz Guter verdorben wird, dann kommt es ganz dicke! So in etwa kann man den Fall der Kirchengemeinschaften während ihrer zweitausendjährigen Geschichte beschreiben. Als es mit ihnen anfang, machten sie den kleinen Leuten Hoffnung, berechnete Hoffnung. Nicht auf ein besseres Jenseits, sondern auf ein besseres Diesseits. Die Möglichkeit des «Reiches Gottes», für das der Mann aus Nazaret sein Leben drangewagt hatte, sollte greifbar werden. Ob es dann auf immer und ewig dauern würde, stand selbstverständlich auf einem anderen Blatt. In jedem Fall sollte jede Kirchengemeinschaft die Möglichkeit einer gerechten, friedlichen, gewaltfreien Welt unter Beweis stellen. Doch bald, innerhalb eines Jahrhunderts, waren die Chancen vertan. Das Schiff Petri begann, vom Kurs abzukommen. Minimal waren anfänglich die Navigationsfehler, doch mit der Zeit summierten sie sich. Die Abweichung vom Ziel - der gerechteren, friedfertigen, gewaltfreien, geschwisterlichen Welt - wurde immer größer. Nach einem knappen Jahrtausend war aus dem Rettungsboot ein Piratenschiff geworden. An Bord hatten Kapitäne das Sagen, die ihre Seekarte nicht mehr lesen konnten. Nicht nur Brandschatzung und Raubzüge waren das Ziel geworden. Den Piratenkapitänen waren die eigenen Leute Geiseln. Wer nicht spurte wurde umgebracht. Wer nicht zum Profit der Offiziere ruderte und kämpfte, wurde unbarmherzig abserviert. Im Namen des barmherzigen Gottes. Der sich nicht rührte. Der nicht mit Blitz und Donner dazwischenfuhr. Was ja schließlich offenbar machte, daß es IHN überhaupt nicht gab. Er ließ die Kirchenherren gewähren. Und läßt sie immer noch gewähren. So daß das Kirchenvolk - sofern es zum Nachdenken kommt - sich fragt, ob es überhaupt einen Gott gibt. Das fragten sich bereits die Leute der Aufklärung und antworteten mit «Nein». Immer mehr Leute tun es ihnen heute gleich. So stehen die Kirchen nun da, am Ende ihres zweiten Jahrtausends, als Förderer des Atheismus, weil sie nicht den Gott des Nazareners verkünden. Lohnt sich ein Versuch, die Kirchen zu retten? Wenn ja, Wie?

Jupp Wagner

Kirchberg, am Fest Peter & Paul, 1998.